Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 1/2 2020 67. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Albert-Schweitzer-Geburtshaus in Kaysersberg und Albert-Schweitzer-Portrait (historische Darstellungen)

Inhalt

Ansprache von Andrée Munchenbach zum Gedenken des Kriegsendes von 1918 2

Die diesjährige Mitgliederversammlung 3

Albert Schweitzer (1875–1965) – Universalgelehrter und Friedensnobelpreisträger aus dem Elsaß 4

Elsässische Gedenktage 2020 9

Vor 80 Jahren ist Karl Roos erschossen worden 10

Nachruf auf Theo Wolff 11

Buchbesprechung 12

Impressum 15

Hinüber und herüber 16

Ansprache von Andrée Munchenbach, der Vorsitzenden der Partei „Unser Land“, zum Gedenken des Kriegsendes von 1918

Seit vier Jahren finden wir uns vor diesem Denkmal ein, von einem Ziel bewegt, das wir wie eine Pflicht betrachten: dem Ziel, die allerletzte Verwundung, den den elsässischen und mosellothringischen Opfern der großen Schlächterei von 1914 bis 1918 durch einen sie mißachtenden und übersehenden amtlichen Diskurs gegebenen Gnadenstoß wiedergutzumachen. Wir sind vereinigt, um die Ansprache des Staatssekretärs für die ehemaligen Kämpfer zu berichtigen, die auch der Bürgermeister von Straßburg verlesen wird und die zweifelsohne mit der, die in den anderen Regionen Frankreichs verlesen worden ist, übereinstimmen wird. Ehrung wird ausschließlich den für Frankreich gestorbenen Soldaten, den tapferen Poilus, erwiesen, in einer undifferenzierten, einheitlichen und unteilbaren Annäherung, von Brest bis Lyon, von Lille bis Toulouse, von Bordeaux bis Besançon.

Im Elsaß, in der Moselle ist diese Ansprache unangebracht und unschicklich. Sie fällt unter den Begriff „Gegenwahrheit“. Sie erkennt die Wirklichkeit, die von unseren Vorfahren erlebt worden ist, nicht an und achtet sie nicht. Sie fällt unter den Begriff der unerträglichen, schändlichen Ableugnung. An dem Ort, an dem wir uns aufhalten, ist sie übrigens besonders absurd.

Wir befinden uns im Herzen der Neustadt, des Stadtviertels, dem die Einstufung ins Welterbe der UNESCO endlich seinen deutschen Adelsbrief verliehen hat und von dem aus sich die bisher überkommene Geschichtsdarstellung neu schreiben lassen müßte. Wir sind auf dem Kaiserplatz, von Gebäuden umgeben, die daran erinnern, daß vor etwas mehr als einem Jahrhundert Strasbourg Straßburg war, eine kaiserliche Hauptstadt, die Hauptstadt des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Die Elsässer waren Untertanen des Deutschen Kaisers. Sie waren, seitdem Frankreich 1871 im Vertrag von Frankfurt das Elsaß und die Moselle dem Sieger des Krieges von 1870 überlassen hatte, Deutsche. Bis zum 11. November 1918 haben die elsässischen und mosellothringischen Einberufenen in der deutschen Armee gedient. Sie trugen die feldgraue Uniform.

„Insgesamt dienen während des Ersten Weltkrieges 380 000 aus dem Reichsland Stammende in der feldgrauen Uniform. Man zählt in den elsässischen Reihen wenige Überläufer: 20 von 6 000 in der Schlacht von Verdun eingesetzten Elsässern.“

Die elsaß-lothringischen in der französischen Armee kämpfenden Soldaten stellten eine kleine Minderheit von 2 000 Personen unterschiedlichen Herkommens dar: Ausgebürgerte aus der Zeit vor 1914, echte Deserteure, in den französischen Lagern geworbene Kriegsgefangene.

„Zieht man die Zahl der gespaltenen Familien – mit einem feldgrauen Sohn und einem anderen als Poilu – in Betracht, so stellten solche Familien ganz außergewöhnliche Fälle dar. Was die Brüder, die sich, jeder in einem anderen Lager, von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, betrifft, so ist, vergegenwärtigt man sich die Ausdehnung der Front und die Zahl der Kriegsschauplätze, eine solche Situation in statistischer Hinsicht höchst unwahrscheinlich und gehört in den Bereich des Mythos.“ (Unsri Gschicht)

Trotz der Schönheit seiner Symbolik gibt auch das Standbild, unter dem wir uns aufhalten, die Wahrheit nicht wieder. Es verschleiert und trägt wie der Film von den zwei Mathilden dazu bei, den Gedanken eines das Elsaß und die Moselle zerreißenden Bruderkrieges aufkommen zu lassen. Nein, der Krieg von 1914 bis 1918 war kein Bürgerkrieg, in dem sich Elsässer in zwei Lagern gegenübergestanden hätten, der eine nach Frankreich blickend, der andere nach Deutschland. Er war, wobei es sich um den elsaß-mosellothringischen Einsatz handelte, ein erobernder Rachekrieg, unter dem das elsässische Volk nur zu leiden hatte und dessen Ausgang im Gegensatz zu dem von 1939 bis 1945 keine Befreiung war.

„1918 sind 50 000 von ihnen [den Soldaten des Reichslandes] gefallen, vor allem unter den französischen und den russischen Kugeln, und sind 29 000 Gefangene.“ (Unsri Gschicht)

Als Deutsche geboren, Ditsch sprechend, Elsasserditsch, waren sie nach dem Besuch der deutschen Schule, nach dem Eintritt in den Militärdienst in anderen Teilen Deutschlands ganz natürlicherweise von patriotischen deutschen Gefühlen erfüllt. Sie kämpften, weil es ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland war. Sie wußten sich in der Pflicht, ihre Familien zu beschützen, ihre „Heimet“, dieses Reichsland Elsaß-Lothringen, dessen uns umgebende Bauwerke an seine wirtschaftliche, kulturelle und politische Modernität erinnern. Sie waren Deutsche und hatten deswegen weder zu erröten noch darunter zu leiden.

Das Gedenken an den 11. November 1918, wie es unter der Ägide des Souvenir français mit Marseillaise und Trikolore vollzogen wird, ist in Wirklichkeit ein Anachronismus und eine Verlogenheit. Es beleidigt die Erinnerung an unsere Toten. Im vergangenen Jahre war auf der Spitze des Münsters anläßlich des einhundertjährigen Gedenkens des Waffenstillstandes eine Flagge in „Rot un Wiss“ gehißt worden. Diese Botschaft war berechtigt und stark.

Unsere Feldgrauen haben das Recht auf Ehre und Ehrungen. Sie haben in den Feierlichkeiten und den offiziellen Ansprachen ihren Platz. Wir dulden es nicht, daß sie aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht werden, daß sie von der offiziellen Geschichte vergessen bleiben.

Wenn die elsässischen und mosellothringischen Toten wegen der ungerechten Behandlung durch das Erinnern, der sie unterliegen und die wir gutmachen wollen, unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen, wollen wir dadurch alle Opfer ehren. Auf welcher Seite sie auch immer standen, alle jungen Leute, die auf unseren Schlachtfeldern gefallen sind, verdienen unser Mitempfinden und unsere Ehrerbietung. Sie sind geopfert worden und sind alle schlechter Gründe wegen gestorben. An sie alle denken wir an diesem Tage, und für sie alle legen wir diese Blumen nieder: „An alle Geopferten“.

Straßburg, den 11. November 2019

Die diesjährige Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlungen der Jahre 2014 und 2017 haben in Stuttgart stattgefunden. Leider haben sich in beiden Jahren nur sehr wenige Mitglieder zur Mitgliederversammlung eingefunden. Das mag seinen Grund darin gehabt haben, daß sehr viele der in Südwestdeutschland wohnenden Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V. Reisen über längere Strecken nicht mehr unternehmen wollen oder können.
Aus diesem Grunde wird die diesjährige Mitgliederversammlung in Erfurt abgehalten, zumal die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V. auch in Mitteldeutschland Mitglieder aufweist, von denen zahlreiche jüngeren Lebensalters sind. Der Vorstand erhofft sich dadurch eine lebhaftere Teilnahme.

Einladung

Der Vorstand lädt alle Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ herzlich zur nächsten Mitgliederversammlung ein. Sie findet am Samstag, dem 24. Oktober 2020, um 14 Uhr im „Hotel und Restaurant am Bismarckturm“ in Erfurt (Am Tannenwäldchen 28, 99096 Erfurt) statt. Da die Amtszeit des Vorstandes abgelaufen ist und ein neuer Vorstand gewählt werden muß, ist zahlreiches Erscheinen sehr erwünscht. Der Vorstand würde sich darüber sehr freuen. Alle, die beabsichtigen, an der Mitgliederversammlung teilzunehmen, bitte ich dringend, sich bei mir vor dem 23. September 2020 anzumelden, nach Möglichkeit auf elektronischem Wege (rudolfbenl@online.de). Auch auf brieflichem Wege ist Anmeldung möglich: Dr. Rudolf Benl, Gustav-Freytag-Straße 10 b, 99096 Erfurt. Bitte nicht anrufen!

Tagesordnung

der Mitgliederversammlung
der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.
am 24. Oktober 2020 um 14 Uhr,
Restaurant „Am Bismarckturm“,
Am Tannwäldchen 28, 99096 Erfurt

TOP 1:
Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden mit Feststellung der ordnungsgemäßen Ladung, Feststellung der Beschlußfähigkeit, Feststellung der Tagesordnung
TOP 2:
Bestimmung eines Protokollführers
TOP 3:
Genehmigung der Niederschrift vom 14. Oktober 2017
TOP 4 :
Rechenschaftsbericht des Vorstands durch den 1. Vorsitzenden
TOP 5:
Kassenbericht 2017 bis 2019 und Bericht der Kassenprüfer
TOP 6:
Aussprache und Entlastung des Vorstands
TOP 7:
Wahl eines Wahlleiters
TOP 8:
Kandidatenaufstellung und Wahl eines neuen Vorstands
TOP 9:
Wahl der Kassenprüfer
TOP 10:
Planung für die kommenden Jahre
TOP 11:
Sonstiges.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung hält Herr Dr. Jürgen Dettmann (Kleinmachnow) einen Vortrag über Vertonungen von Gedichten des elsässischen Dichters Friedrich Lienhard und Herr Dr. Rolf Sauerzapf (Kassel) einen Vortrag des Titels „Wird das Elsaß ein zweites Luxemburg?“.

Dr. Rudolf Benl, 1. Vorsitzender

Mitgliedsbeitrag

Die Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung“ werden gebeten, den **Jahresbeitrag für 2020 in Höhe von 20 EUR** auf das Konto der „Gesellschaft“ bei der Sparkasse Mittelthüringen (IBAN DE84 8205 1000 0163 0748 28; BIC: HELADEF1WEM) zu überweisen.

Wer noch fürs Jahr 2019 säumig ist, möchte die Zahlung bitte nachholen.

Bitte kein Bargeld und keine Schecks zusenden!

Wer für im Jahre 2019 getätigte geldliche Zuwendungen eine Bestätigung benötigt und eine solche noch nicht erhalten hat, möge sich bitte an die Geschäftsstelle wenden, am besten auf elektronischem Wege:

rudolfbenl@online.de

Albert Schweitzer (1875–1965) – Universalgelehrter und Friedensnobelpreisträger aus dem Elsaß (Teil 1)

von Dr. Jürgen W. Schmidt

Der Friedensnobelpreisträger des Jahres 1952[1] Albert Schweitzer ist heute, fast 60 Jahre nach seinem Tod, im Gegensatz zu manch anderem Nobelpreisträger immer noch unvergessen. In steter Folge erscheinen zu ihm neue Biographien, Dokumentensammlungen und Erinnerungsbände.[2] Das dürfte zum einen daran liegen, daß Albert Schweitzer eine sehr reich begabte Persönlichkeit war, die sich auf den Gebieten der Theologie, Philosophie, Medizin, Literatur- und Musikwissenschaft und des Orgelbaus gleichermaßen fruchtbar betätigte. Es wird aber vor allem daran liegen, daß Albert Schweitzer eine deutlich vom Humanismus geprägte Persönlichkeit war und deshalb kleinlichen Nationalismus an sich nicht heranließ. Trotzdem wird Albert Schweitzer in Frankreich gern als Franzose gesehen, und so wurde er vor allem in den 50er und den 60er Jahren durch Frankreich häufig von den Deutschen „zurückgefordert".[3]

Schweitzer ist im Elsaß, einer Grenzlandschaft, geboren, Elemente deutscher und französischer Kultur mischten sich in seiner Person. Doch betrachtete Albert Schweitzer, obwohl er Französisch beherrschte und der bekannte französische Philosoph Jean-Paul Sartre ein Großneffe, Enkel eines seiner Brüder, war, das Deutsche als seine Muttersprache und legte seinen gesamten Bildungsweg in Deutschland zurück.[4] Nicht umsonst galt der Theologe, Mediziner, Musiker und Philosoph Albert Schweitzer auch als bedeutender Goethe- und Bach-Experte. Es ist überliefert, daß Schweitzer das Hochdeutsche zeitlebens mit singendem elsässischem Tonfall sprach.

Ludwig Philipp Albert Schweitzer wurde am 14. Januar 1875 in der oberelsässischen Stadt Kaysersberg, einer ehemaligen freien Reichsstadt, als ältester Sohn des Pastors Louis Schweitzer geboren, auch in früheren Generationen der väterlichen Seiten hatte es viele Pastoren gegeben.[5] Den Rufnamen Albert erhielt er nach einem Bruder seiner Mutter, dem 1872 verstorbenen Albert Schillinger, der an der Kirche St. Nicolai in Straßburg Prediger gewesen war. Albert Schweitzers Eltern waren im Jahre seiner Geburt elsaß-lothringische Staatsangehörige und deutsche Reichsangehörige. Die Familie war frankophil.

Wenige Monate nach der Geburt des ältesten Sohnes übernahm der Vater die Pfarrstelle in dem im Münstertal gelegenen Günsbach. Deshalb betrachtete Albert Schweitzer den Günsbacher Pfarrhof und das Dorf Günsbach als seine eigentliche Heimat. Als Kind erlernte er den oberelsässischen Dialekt in der Ausprägung des Münstertals. Im Elternhaus wurde auch Französisch gesprochen, Albert Schweitzer beherrschte die Sprache deshalb mühelos. Er war aber keineswegs ein „Sprachtalent". Er tat sich im Gymnasium in Mülhausen besonders mit dem Griechischen sehr schwer und hatte später während seines Theologiestudiums erhebliche Mühe, das Hebräische zu erlernen, wozu die angehenden Theologen verpflichtet waren. Seine Englisch-Kenntnisse waren gering, er vermochte Englisches notdürftig zu lesen, war aber kaum in der Lage, englisch zu sprechen.

Eine Eigentümlichkeit in der Familiengeschichte kam dem späteren Musiker und Organisten Schweitzer schon in früher Kindheit zur Hilfe. Sein mütterlicher Großvater Johann Jakob Schillinger aus Mühlbach war ein namhafter Orgelbauer gewesen,[6] und drei von den Brüdern der Mutter waren Organisten. Seit dem fünften Lebensjahr erlernte Albert Schweitzer freudig das Orgelspiel, worin er es später zu virtuoser Meisterschaft bringen sollte. Schon mit neun Jahren konnte er den Günsbacher Organisten beim Gottesdienst vertreten, wenn es not tat, und dem 16jährigen Gymnasiasten erlaubte sein damaliger Orgellehrer, der an der Berliner Musikhochschule ausgebildete Mülhäuser Orgelmeister Eugen Münch, den Gottesdienst auf der nicht leicht zu beherrschenden Orgel der Mülhäuser Stephanskirche zu begleiten.

Seine Schullaufbahn hatte Schweitzer in der Günsbacher Dorfschule begonnen und an der städtischen Realschule im nahegelegenen Münster fortgesetzt. Ab 1885 besuchte er das Gymnasium in Mülhausen und erwarb hier 1893 das Abitur. Ausweislich seines Abiturzeugnisses war er kein sonderlich guter Schüler, eher das Gegenteil. Die schulischen Leistungen waren recht schwach, doch machte die gute Geschichtsnote eine rühmliche Ausnahme.

Weil sich Albert Schweitzer in der Tradition seines Vaters und seiner Vorfahren dem Luthertum verpflichtet fühlte, wählte er nach dem Abitur das Studium der evangelischen Theologie. Schweitzers Luthertum war allerdings – und das entsprach einer im Elsaß weithin verbreiteten Strömung – ein der Aufklärung und dem Rationalismus verbundenes Luthertum. Welche Spannungen durch den Gegensatz von vielfach liberalen Pfarrern und strenggläubigen Gemeinden in das kirchliche Leben des elsässischen Protestantismus hineingetragen wurden, darüber hat Friedrich Lienhard, Sohn eines Dorfschullehrers, in seinen Jugenderinnerungen am Beispiel der Gemeinde Schillersdorf Auskunft gegeben.

1893 nahm Schweitzer an der theologischen Fakultät der Straßburger Universität – eine Fakultät für katholische Theologie sollte es in Straßburg erst ab 1903 geben – das Studium auf. Zu Beginn des Studiums wohnte Albert Schweitzer im dortigen Thomasstift. Später nahm er im Haus Fischmarkt 36 Wohnung, wo über einhundert Jahre früher der junge Student Goethe gewohnt hatte, was Schweitzer damals wahrscheinlich noch nicht wußte. Während seines Studiums pflegte Albert Schweitzer sehr frei, vor allem aber sehr intensiv und rational zu arbeiten. Besonders gefiel ihm am deutschen Studiensystem, daß man sich recht frei und selbständig diejenigen Vorlesungen und Sachgebiete aussuchen konnte, an denen ein persönliches wissenschaftliches Interesse bestand. Heute würde Schweitzer für den durch das „Bologna"-System fast völlig verschulten Studien- und Lehrbetrieb der deutschen Universitäten ähnlich lobende Worte wohl nicht mehr finden.

Rational war seine Studienart vor allem deshalb, weil sich bei ihm gewisse Schwerpunkte herauskristallisierten, um die seine späteren akademischen Examensarbeiten immer wieder kreisten. So befaßte sich Schweitzer ganz intensiv mit der Person des historischen Jesus, wobei die Frage nach dem Grund und dem tieferen Sinn der Leiden Jesu sowohl den Inhalt der Dissertation wie auch später in fortgeführter Form den Inhalt seiner theo-

logischen Habilitationsschrift bildeten. Selbst in seiner späteren medizinischen Dissertation, erschienen 1913 in Tübingen, befaßte sich Schweitzer aus medizinischer Sicht mit genau demselben Thema: „Die psychiatrische Beurteilung Jesu. Darstellung und Kritik“.

Als Philosoph hingegen trieb Albert Schweitzer tiefgründige Kantstudien, die ihn bis nach Paris führten. Folge davon war, daß er schon 1899, bevor er am 21. Juli 1900 den theologischen Doktortitel (als „Lizentiat“ bezeichnet) erwarb, mit einer Arbeit über die Religionsphilosophie Kants den philosophischen Doktortitel erwarb. Dem sollte, wie erwähnt, nach 14 Jahren ein dritter Doktortitel, der medizinische, folgen, so daß man Albert Schweitzer wahrlich für eine wissenschaftlich universal gebildete Persönlichkeit erachten kann.

Ein weiterer Umstand aus Schweitzers Straßburger Studienzeit ist bemerkenswert. Parallel zum Studium leistete Albert Schweitzer ab dem 1. April 1894 seinen Einjährig-Freiwilligendienst im Straßburger Infanterieregiment Nr. 143 ab. Schweitzer war also damals keineswegs Pazifist, und in seinen Lebenserinnerungen beklagt er sich auch nicht wie viele andere seiner Zeitgenossen über angebliche oder tatsächliche Härten und Unbequemlichkeiten des Militärdienstes. Er nutzte vielmehr diese einjährige Militärdienstzeit zu einem intensiven Studium. So marschierte er im Herbst 1894 zu einem in der Gegend des Hochfelds abgehaltenen Manöver mit dem durchzustudierenden griechischen Neuen Testament im Tornister, und er dankte seinem Kompaniechef Hauptmann Krull in seinen Lebenserinnerungen dafür, daß dieser es ihm seinerzeit ermöglicht habe, an normalen Diensttagen vormittags bis 11 Uhr in der Universität von Straßburg die philosophischen Vorlesungen von Professor Wilhelm Windelband (1848–1915) zu besuchen.[7]

Nachdem Schweitzer 1899 zum Dr. phil. promoviert worden war, suchte er Berlin auf, um hier Anschluß an wissenschaftliche Kreise zu gewinnen. Dabei trat er in nähere Beziehungen zu dem namhaften Religionshistoriker Adolf v. Harnack, was wahrscheinlich in beider Forschungsinteresse am Urchristentum begründet lag. Eine späte Frucht dieses Berliner Aufenthaltes sollte letztlich die auf Vorschlag Harnacks im Jahr 1929 erfolgte Aufnahme Schweitzers in die Preußische Akademie der Wissenschaften sein. Wenn also Albert Schweitzer später häufig als „Genie“ bezeichnet wurde, so war er doch ein Genie, dem die Erfolge nicht „zuflogen“, der sich die Erfolge vielmehr sehr hart selbst erarbeiten mußte.

Persönlich mußte sich Albert Schweitzer 1899 bezüglich seines künftigen Lebenswegs entscheiden. Er entschloß sich, auf eine wissenschaftliche Laufbahn als Philosoph zu verzichten, die Promotion, später die Habilitation in Theologie in Straßburg anzustreben und zugleich praktischen Dienst als Vikar, also als Geistlicher in Ausbildung, zu absolvieren. Neben seinen wissenschaftlichen Studien war er ab sofort an der einstigen Wirkungsstätte seines Onkels mütterlicherseits an der Kirche St. Nicolai in Straßburg tätig. Hier hielt er zwei Jahre lang Gottesdienste ab und betätigte sich insbesondere im Konfirmandenunterricht. Bezeichnend ist, daß die Pfarrgemeinde von St. Nicolai als die liberalste in Straßburg und gleichzeitig auch als eine der liberalsten im Deutschen Reich galt.

Für die damalige geistige Situation in Straßburg bezeichnend ist aber auch, daß Albert Schweitzer wegen seiner unorthodoxen Auffassungen vom historischen Jesus niemals in der nicht so liberalen Straßburger Gemeinde von St. Thomas predigen durfte und auch die Straßburger Gemeinde von Jung St. Peter dem jungen Theologen aus dem gleichen Grunde nachdrücklich die Bitte abschlug, wenigstens einmal auf ihrer Silbermann-Orgel spielen zu dürfen. Schweitzer stieß mit seinen Predigten weder bei Orthodoxen noch bei Pietisten auf Gegenliebe.[8] Seine einfachen Gemeindemitglieder waren dagegen erfreut, daß Schweitzer zu einer Zeit, wo eine protestantische Predigt meist eine Stunde zu dauern pflegte und da und dort auch zwei Stunden dauern konnte, seine Predigten stets nach gut 20 Minuten abschloß. Als Geistlicher wurde Schweitzer am 23. September 1900 in St. Nicolai ordiniert.

Während Schweitzer, der nur ein geringes Stipendium bezog und dessen Vikarsbesoldung nicht hoch gewesen war, an seiner Habilitationsschrift arbeitete, verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch Auftritte als Orgelvirtuose. Diese Auftritte führten Schweitzer ab 1902, nachdem sein Vikariat beendet war, zuerst durch ganz Deutschland und später durch Frankreich, schließlich durch ganz Europa. Mit der deutschstämmigen rumänischen Königin Elisabeth, einer Prinzessin von Wied, die als Schriftstellerin unter dem Pseudonym „Carmen Sylva“ zu publizieren pflegte, kam Schweitzer dabei in engere Bekanntschaft. Beide verband eine Vorliebe für Bach. Ebenso pflegte er intensive Beziehungen zu Cosima Wagner, der Witwe Richard Wagners, und deren Kindern.

Vielleicht hat durch diese ausgedehnte Konzertpraxis die Vorbereitung Schweitzer auf seine Habilitation (den „Dr. habil.“) im Jahr 1902 gelitten. Obwohl er grundsätzlich ein ausgesprochener „Prüfungstyp“ war, der anläßlich von Prüfungen zu geistiger Hochform auflief, hat er 1902 völlig unerwartet größere Vorbereitungsschwächen gerade in den praktisch-theologischen Fächern gezeigt. Deutlich wurde diese Situation im Prüfungsgespräch, als er nicht nur überraschend zentrale Thesen seines akademischen Lehrers Heinrich Julius Holtzmann (1832–1910) ablehnte, sondern auch das geistliche Lied „Psalter und Harfe“ nicht dessen Verfasser Karl Johann Philipp Spitta zuordnen konnte und sich ungeschickterweise damit entschuldigte „das Lied sei nicht bedeutend“. Leider saß ausgerechnet Spittas Sohn Friedrich Spitta (1852–1924), Straßburger Professor für Neues Testament und praktische Theologie, in der Prüfungskommission, was die Angelegenheit für Albert Schweitzer überaus peinlich machte. Doch dank der eifrigen Fürsprache seines Prüfers in Dogmengeschichte, Pfarrer Will, bestand Schweitzer die Prüfung, wenngleich nicht glänzend, und wurde Privatdozent der Theologie.

Als Resultat seiner langjährigen, intensiven theologischen Studien erschien 1906 als Schweitzers theologisches Hauptwerk das auch heute noch eindrucksvolle Werk „Von Reimarus zu Wrede[9] – Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“. Sein überaus nüchterner Vater hatte den Sohn vorher gefragt, worüber er arbeite, und dann geurteilt: „Mein Sohn, ich bedauere dich. Niemand wird jemals ein Wort von deinen Arbeiten verstehen.“. Dabei bezog sich Pfarrer Louis Schweitzer vor allem auf den markant eschatologischen Gehalt des Werkes, in dem alles unter Zugrundelegung der These, die frühen christlichen Gemeinden hätten in unmittelbarer Endzeiterwartung gestanden, betrachtet wurde. Die Frage „Wer war Jesus von Nazareth historisch?“ ist ansonsten eine durchaus berechtigte Frage und berührt heute noch nicht allein die Christen aller Konfessionen.

In einem Artikel des Magazins „Der Spiegel“ aus dem Jahre 1960, betitelt „Albert Schweitzer – Mythos des 20. Jahrhunderts“ (Spiegel Nr. 52/1960), hieß es deshalb merkwürdig fasziniert über Schweitzer: „Der Theologe Schweitzer gilt als Muster-Christ und hat mehr kirchliche Dogmen angegriffen als ein deutscher Theologe seit Martin Luther.“

Als junger Privatdozent hielt Schweitzer am 1. März 1902 an der theologischen Fakultät

der Universität Straßburg seine Antrittsvorlesung über die Logoslehre des Johannesevangeliums. Daneben war er hauptberuflich von 1903 bis 1906 als Direktor des Thomasstiftes zu Straßburg, einer Wohn- und Ausbildungsstätte künftiger evangelischer Theologen, tätig.

Die heftige theologische Fachdiskussion über die Auffassungen Albert Schweitzers ließ diesen schon frühzeitig erkennen, daß er sich kaum eine Hoffnung auf eine theologische Professur in Deutschland machen könne. Daraus erklärt es sich, daß Schweitzer sich in diesem Zeitraum neue wissenschaftliche Forschungsgebiete suchte. Von 1903 bis 1905 arbeitete er an einer Bach-Biographie, von der eine kürzere Fassung (455 Seiten) bemerkenswerterweise bereits 1905 auf Französisch, deren endgültige und umfangreiche Fassung (844 Seiten) aber erst 1908 auf Deutsch veröffentlicht wurde.[10] Diese Bach-Biographie wurde später als ein Meisterwerk, das alle anderen Bach-Biographien weit hinter sich lasse, gelobt.

In der Folge scheint Schweitzer ein Wechsel nicht nur seines wissenschaftlichen, sondern auch seines beruflichen Fachgebietes mehr und mehr beschäftigt zu haben. Seine Überlegungen brachten ihn zu dem persönlich schwerwiegenden, doch letztlich positiv-folgenreichen Entschluß, auch Medizin zu studieren. Er schrieb sich 1905 an der Universität Straßburg, obgleich Privatdozent der Theologie und Doktor der Philosophie, nunmehr als Student der Medizin ein.

Der Weg zu dieser schwerwiegenden Entscheidung verlief keineswegs so geradlinig, wie Schweitzers spätere Autobiographie es glauben machen will. Dazu haben im wesentlichen zwei Umstände beigetragen, die auf das soziale Gewissen Schweitzers einwirkten. Einerseits war es die Bekanntschaft mit seiner späteren Ehefrau Helene Bresslau,[11] die 1904 die Arbeit als Sozialfürsorgerin und Krankenschwester aufgenommen hatte. Noch stärker aber wirkte auf ihn eine Schrift der französischen Kongomission aus dem Jahre 1904, die den Mangel an Missionaren im nördlichen Kongo, in der Kolonie Gabun, beklagte. Albert Schweitzer sah hier ein ihn ansprechendes sinnvolles Wirkungsfeld, wo er seine theologischen Erkenntnisse anwenden und zugleich als Arzt künftighin viel Gutes bewirken könne. Man sieht: der Gedanke an ein Medizinstudium war bei Schweitzer von Anfang an mit einer ärztlich-missionarischen Tätigkeit in Afrika verbunden. Der durch Albert Schweitzer später weltbekannt gewordene Ort Lambarene, wo er sein „Urwaldhospital" errichtete und jahrzehntelang betrieb, lag bezeichnenderweise in Gabun.

Da Albert Schweitzer seine berufliche Tätigkeit bald ganz nach Afrika verlegte, ist es hier an der Zeit, ein kurzes Fazit über den Einfluß des heimatlichen Elsaß auf seine Entwicklung zu ziehen. Dazu sind einige Worte des namhaften deutschen Historikers Friedrich Meinecke (1862–1954), der von 1901 bis 1906 als Geschichtsprofessor an der Universität Straßburg wirkte, geeignet: *Ich mag das Wort „genial" … nicht verschwenden, aber ich muß es noch auf einen der damals jüngsten Straßburger Dozenten, einen der wenigen Altelsässer unter ihnen, anwenden. Als ich ihn im Sprechzimmer zuerst kennenlernte, fesselte mich sogleich die schöne Erscheinung, das leuchtende Antlitz, die sicheren Bewegungen. Das ist, wurde mir gesagt, ein Privatdozent der Theologie, der von seinen Ordinarien nicht gut behandelt wird, weil er etwas unruhigen Geistes ist. Denn er betreibt nicht nur seine frühchristlichen Fachstudien, sondern steckt sein Licht an zwei Enden an, spielt vorzüglich Orgel und arbeitet an einem Werk über Bach. Meine Frau und ich haben dann auch seinem Orgelspiel in der kleinen Wilhelmskirche am Schiffleutstaden mit dankbarer Bewegung gelauscht. Ein Kreis jüngerer Freunde schwärmte für ihn, aber selbst hier wurde man etwas irre an ihm, als man hörte, daß er die Theologie an den Nagel gehängt und als drittes Fach nun Medizin zu studieren angefangen habe, um als Arzt zu den Negern einmal gehen zu können. Das war Albert Schweitzer, dessen Name heute überall da mit Ehrfurcht genannt wird, wo es sich um den höchsten ethischen Opfermut im eigenen Leben und um die tiefsten Fragen abendländischer Gesittung handelt.*[12]

Ursprünglich hatte Albert Schweitzer nur geplant, drei Semester Medizin in Straßburg zu studieren, um sich später als Missionar in Afrika „krankenpflegerisch" betätigen zu können. Seine Eltern, besonders seine Mutter, brachten für diesen unerwarteten Schwenk in der beruflichen Laufbahn wenig Verständnis auf. Aber obwohl er seit 1905 in Straßburg Medizin studierte, gab Albert Schweitzer sein sonntägliches Predigtamt in St. Nicolai nicht auf. Auch bot er noch immer in der theologischen Fakultät Vorlesungen, besonders zur Dogmengeschichte, an und reiste durch ganz Europa, um mit gut besuchten Orgelkonzerten zu glänzen. Letzteres war für ihn in finanzieller Hinsicht wichtig, da er im Frühjahr 1906 seine Stelle als Direktor des Thomasstifts zu Straßburg aufgab und sich nunmehr ganz von den Erträgnissen seines Orgelspiels und seinen Einkünften als Buchautor ernähren mußte. Mit voller Kraft stürzte sich der bisherige Geisteswissenschaftler auf das Medizinstudium und schrieb später darüber: *Die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften brachte mir aber noch mehr als die ersehnte Vervollständigung des Wissens. Sie war mir ein geistiges Erlebnis. Von jeher hatte ich es als eine psychische Gefahr empfunden, daß es in den sogenannten Geisteswissenschaften, mit denen ich es bisher zu tun gehabt hatte, keine Wahrheit gibt, die sich von selbst als solche erweist, sondern daß eine Ansicht durch die Art, in der sie auftritt, Geltung von Wahrheit erlangen kann …*

Im April 1908 bestand Schweitzer die gefürchtete medizinische Zwischenprüfung, das Physikum, über welches damals der alberne und falsche Reim im Umlauf war: „Ist der Student auch noch so dumm, besteht er doch das Physikum". Bezeichnend für den komparativen Arbeitsstil von Schweitzer ist jedoch, daß er auch in den vier „Paukwochen" vor dem Physikum seine geistlichen Pflichten nicht ruhen ließ und während dieser Zeit in der Kirche St. Nicolai Elly Knapp, die beste Schulfreundin seiner späteren Frau Helene, mit dem späteren ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss traute. Damals legte sich Albert Schweitzer zur Erhöhung der Wirkung, die er bei der Eheschließung erzielen wollte, einen feierlichen Gehrock zu, den ihm der Günsbacher Dorfschneider anfertigte. Der hinsichtlich seines persönlichen Aufwandes sehr sparsame Schweitzer trug diesen elsässischen Gehrock noch viele Jahrzehnte später, als ihm 1953 in Stockholm der Friedensnobelpreis verliehen wurde, und auch anläßlich einer Ordensauszeichnung durch die britische Königin. Als Schweitzer 1910 sein medizinisches Staatsexamen abgelegt hatte, absolvierte er sofort anschließend sein verpflichtendes praktisches medizinisches Jahr in Straßburger Kliniken und begann, um den medizinischen Doktortitel zu erwerben, die Arbeit an der medizinischen Dissertation zu dem obengenannten Thema. Um dieses Thema zu bearbeiten, hatte er sich auf die Psychiatrie und die Pharmakologie spezialisiert und sich insbesondere mit Geisteskrankheiten wie der Paranoia beschäftigt. 1912 erhielt Albert Schweitzer die ersehnte Approbation als Arzt und machte sich mit seiner Ehefrau Helene, die er am 8. Juni 1912 in Günsbach geheiratet hatte, nach Paris auf, wo er eine tropenmedizinische Zusatzausbildung absolvierte, die an einer Ausbildungsstätte der alten Kolonialmacht Frankreich qualitativ besser gelehrt wurde als an Ausbildungsstätten der jungen Kolonialmacht Deutschland,

wo die tropenmedizinischen Ausbildungsstätten erst Erfahrungen sammeln mußten. Danach ging es am 21. März 1913 nach Afrika, nach Lambarene in Gabun. Seit 1910 bildeten die am Fluß Komo liegenden und nach dessen Mündungsgebiet Gabun (Gabon) benannten französischen Besitzungen einen Teil des französischen Generalgouvernements Afrique Équatoriale Française. Frankreich hatte dort schon in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts Fuß gefaßt und seine Besitzungen immer mehr ausgedehnt. An der neuen Wirkungsstätte erwies sich Schweitzers Ehefrau Helene stets als treuer Kamerad ihres Gatten. Rein optisch war diese geistige und praktische Ehegemeinschaft an den mitgeführten Gepäckstücken sichtbar, die man zur Verhinderung des landesüblichen Diebstahls großflächig mit dem Buchstabenkürzel „ASB“ (Albert Schweitzer Bresslau) kennzeichnete. Beide Ehegatten waren sich bewußt, daß sie in der Fremde den Menschen „dienen“ wollten, und richteten demgemäß ihr Leben bescheiden ein. Dieses „Dienen“ schloß allerdings nicht aus, daß Albert Schweitzer in späteren Lebensjahrzehnten sein Hospital mitunter auf ziemlich diktatorische Art und Weise führte.[13] Allerdings zeigte diese Art und Weise der Amtsführung, daß Albert Schweitzer keineswegs ein weltfremder Humanist war, sondern erkannt hatte, daß selbst ein Humanist, will er seine menschenfreundlichen Ziele auch wirklich erreichen, mitunter nicht der notwendigen Strenge gegenüber Personal und Patienten entraten darf. Leider mußte sich die Ehefrau bei späteren Lambarene-Aufenthalten aus Gesundheitsgründen für längere Zeit von ihrem Mann trennen. Helene Schweitzer, die ihrem Gatten als Krankenschwester zur Hand ging, war seit 1910 tuberkulosekrank, und diese lebensgefährliche Krankheit war mangels geeigneter Medikamente – Antibiotika gab es noch nicht – damals nur schwer behandelbar, wozu das für die Ausheilung von Tuberkulose gänzlich ungeeignete afrikanische Klima kam. Das bekannte Hospital in Lambarene war keine Gründung Albert Schweitzers, sondern bereits 1876 von dem US-amerikanischen Arzt und presbyterianischen Missionar Dr. Nassau geschaffen worden. In protestantisch-geistlicher Hinsicht wurde Gabun von der „Pariser Missionsgesellschaft“ betreut, für die Albert Schweitzer als studierter Theologe, vor allem aber als approbierter und in Tropenmedizin ausgebildeter Mediziner ein wahrer Glücksfall war. Zu Schweitzers enger Bindung an die „Pariser Missionsgesellschaft“ trug der Umstand bei, daß deren seit 1882 im Amt befindlicher Direktor, Alfred Boegner (1851–1912), wie Schweitzer Elsässer war. Allerdings verpflichtete die Pariser Missionsgesellschaft Schweitzer, über dessen umstrittene theologische Ansichten in Paris wahrscheinlich einiges bekannt geworden war, in Lambarene nur als praktischer Arzt, nicht aber als Missionar tätig zu sein. Eine erfolgreiche finanzielle Sammlung unter der Straßburger Professorenschaft führte dazu,[14] daß Albert Schweitzer nicht mit leeren Händen, sondern mit 70 großen Kisten erstklassigen medizinischen Materials in Lambarene eintraf. Das knapp südlich des Äquators gelegene Lambarene liegt in einer Klimazone, die man für Weiße schlichtweg als „mörderisch“ bezeichnen kann. Nach statistischen Angaben für das Jahr 1903 verstarben pro Jahr 14 von 100 vor Ort befindlichen Weißen, und zwar vorwiegend an Malaria, Bilharziose und Gelbfieber. Deshalb hatte Albert Schweitzer für sich und seine Gattin anfangs nur einen zweijährigen Aufenthalt vor Ort geplant. Der nach einem Jahr ausbrechende Erste Weltkrieg hat seine diesbezüglichen Pläne zerstört, weil er sich als deutscher Staatsbürger auf französischer Hoheit unterstehendem Gebiet nun nicht mehr frei und selbstbestimmt bewegen konnte. In Lambarene stürzte sich Albert Schweitzer sofort, nachdem er am 16. April 1913 eingetroffen war, in die medizinische Tätigkeit unter den Eingeborenen. Neben den üblichen Tropenkrankheiten bekam er es vor allem mit den Auswirkungen von Alkoholismus und den grassierenden Geschlechtskrankheiten zu tun. Nicht umsonst meinte Albert Schweitzer später: „Der Schnaps ist der Feind aller Kulturarbeit“ und stellte zugleich fest: „Und es wird mir gewisser als je, daß dieses Land helfende Menschen braucht, die sich nicht entmutigen lassen.“ Als „typisch deutsch“, zugleich aber als praktisch und medizinisch sinnvoll können die ersten Anweisungen Schweitzers erscheinen, die er als Hospitalleiter erließ und eisern durchsetzte: „Nicht auf dem Hospitalgelände spucken!“ und „Medikamentenblechschachteln zurückbringen!“. Anders als sein medizinischer Nachfolger Walter Munz und viele Missionare machte Albert Schweitzer keinerlei Anstrengungen, die regionalen Sprachen Pahouinisch und Galoanisch zu erlernen, sondern verständigte sich mit dem eingeborenen Personal auf Französisch und mit Patienten notfalls per Dolmetscher. Bei gewissen modernen Historikern hat das Albert Schweitzer den Vorwurf eingebracht, er habe „eine typisch koloniale Haltung“ an den Tag gelegt. Allerdings übersehen diese selbstgerechten Historiker völlig, daß man über Schweitzer fairerweise nicht nach heutigen Maßstäben, sondern nach den Maßstäben seiner Zeitepoche richten sollte. Als Arzt war Schweitzer jedenfalls von Anfang an sehr erfolgreich, und folglich wurde er von seinen farbigen Patienten ehrfürchtig „Oganga“ genannt, was auf Galoanisch „Fetischmann“, also „Medizinmann“ bedeutet. Zu den vielfältigen Pflichten Schweitzers gehörte auch die organisatorisch-finanzielle Sicherstellung des Hospitals aus den (spärlichen) Behandlungsgebühren, den (etwas reichlicheren) Spenden aus Europa und den (etwas verworrenen) sonstigen Einnahmen. Hier hatte sich Albert Schweitzer derart gut persönlich eingearbeitet, daß sogar seine ihm später zur Hand gehende Tochter Rhena Schweitzer-Miller (1919–2009) nach dem Tod des Vaters sich nur mühsam einen Überblick über das komplizierte Finanzgeflecht, das dem Unterhalt des Urwaldhospitals diente, verschaffen konnte.

Anmerkungen:

[1] Siehe den informativen Eintrag zu „Albert Schweitzer“ bei Hans Hartmann: Lexikon der Nobelpreisträger, Frankfurt/Main und Berlin 1967, S. 343 f.

[2] Ich möchte aus der Vielzahl von Büchern der letzten Jahre hier nur erwähnen: Reinhard Griebner: Der lachende Löwe. Eine Albert Schweitzer-Biographie (Morio Biographien), Heidelberg 2014, Isgard Ohls: Der Arzt Albert Schweitzer. Weltweit vernetzte Tropenmedizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik (Medizin und Kulturwissenschaft, 10), Göttingen und Bonn 2015, Harald Steffahn: „Mein Leben ist mir ein Rätsel“. Begegnungen mit Albert Schweitzer, Neukirchen-Vluyn 2005, sowie Nils Ole Oermann: Albert Schweitzer 1875–1965. Eine Biographie, München 2009, auf welch letzteres, sehr gehaltvolles Buch ich mich bei der Darlegung von biographischen Details besonders stark stützte. Die Flut an wissenschaftlicher Literatur zu Schweitzer mag zudem darauf beruhen, daß der Forschung immer wieder neue Dokumente zu ihm bekannt werden.

[3] 1953 beispielsweise protestierte Frankreich, als Schweitzer als einem „deutschen Gelehrten“ in Oslo der Nobelpreis überreicht werden sollte, denn dieser sei „Franzose“. Schweitzer selbst meinte über seine Nationalität lakonisch „Homo sum“ (Ich bin ein Mensch). Mitunter bezeichnete er sich wegen seiner Geburt im Deutschen Reich aber auch als

„Zufallsdeutscher“. Für die besitzergreifende französische Sicht auf Schweitzer sprach einzig der juristische Umstand, daß er 1919 infolge des Vertrags von Versailles wegen seines elsässischen Geburtsortes und seiner altelsässischen Abstammung die französische Staatsangehörigkeit zuerkannt erhielt.

[4] Hierin gleicht er seinem elsässischen Landsmann Dr. Rene Prevot (siehe zu ihm: Der Westen 3 /4 2013), der gleichfalls aus einer frankophilen, sehr wahrscheinlich sogar französischen Familie des Elsaß kam, mit dem Pariser Bildhauer Auguste Rodin verwandt war und sich gleichwohl nach einer gewissen innerlichen Prüfungszeit zu Deutschland bekannte.

[5] In seiner „Selbstdarstellung“ aus dem Jahre 1928, abgedruckt in Albert Schweitzer: Aus meinem Leben. Selbstdarstellungen und Erinnerungen. Zusammengestellt und hrsg. von Gerhard Fischer, Berlin (Ost) 1988, S. 13–63, behauptet Schweitzer (S. 12), sein Vater sei unter den väterlichen Vorfahren der erste Theologe gewesen, was gemäß neueren Forschungen nicht zutreffend ist. Das erwähnte autobiographische Buch zitiere ich im weiteren unter „Selbstbetrachtungen“.

[6] Im Hauptberuf war der Großvater mütterlicherseits allerdings Pfarrer von Mühlbach im Münstertal (Selbstdarstellung, S. 13).

[7] Selbstbetrachtungen, S. 16. Diese Geschichte erinnert mich übrigens an einen Altersgenossen Schweitzers, den bedeutenden tschechischen Orientalisten und Sprachforscher Prof. Dr. Bedřich Hrozny (1879–1952), den Entzifferer der hethitischen Schrift. Dieser dankte in seinem 1917 erschienenen Buch über die Entzifferung des Hethitischen ausdrücklich seinem verständnisvollen Vorgesetzten Oberleutnant Kammergruber dafür, daß dieser dem in der Bekleidungskammer beschäftigten Soldaten Dr. Hrozny erlaubt hatte, sich dort ungestört in der dienstfreien Zeit mit dem Hethitischen zu beschäftigen. So sind der preußische Hauptmann Krull und der k. und k. Oberleutnant Kammergruber als große Förderer in die Geschichte der Wissenschaften eingegangen.

[8] Deshalb sind Schweitzers theologische Auffassungen, obwohl sie intellektuell sehr anregend sind, auch heute noch umstritten. Ich möchte allen an der aktuellen theologischen Diskussion bezüglich Albert Schweitzer Interessierten ein gewichtiges theologisches Werk empfehlen, auf dessen Existenz mich Herr Dr. Rudolf Benl freundlicherweise aufmerksam gemacht hat und dessen Seiten 484 bis 489 speziell den theologischen Auffassungen Schweitzers gewidmet sind, nämlich Georg May: 300 Jahre gläubige & ungläubige Theologie. Abriss und Aufbau, Bobingen 2017. Als Hauptvorwürfe gegen Schweitzer hält Georg May auf S. 486 fest, wobei er sich auf das Buch von Oskar Kraus: Albert Schweitzer. Sein Werk und seine Weltanschauung, 2. Auflage, Berlin 1929, beruft: „Schweitzers Theologie verhaspelt sich schon in der Gottesfrage. Für ihn gibt es ‚keinen schöpferischen Gott‘. Dem Gott Schweitzers fehlt die Transzendenz. Sein Denken ist pantheistisch. Die Theologie Schweitzers ist ‚ein eigentümliches Gemenge aus Agnostizismus und animistischem Pantheismus‘. Das bedeutet: ‚Schweitzers Weltanschauung ist die Weltanschauung der Resignation auf Welterklärung und auf Gotteserkenntnis aus der Welt‘. Sie ist in keinem Falle christlich.“ Hinzu kommt noch das völlig aus eschatologischem Denken erklärte Jesus-Bild bei Schweitzer.

[9] Der 1906 verstorbene Breslauer Neutestamentler William Wrede hatte das den Auffassungen Schweitzers fast diametral entgegengesetzte Werk „Das Messiasgeheimnis in den Evangelien“ verfaßt. Darin beschäftigte er sich quellenkritisch tiefgründig mit dem Markusevangelium und betonte aufgrunddessen, Jesus habe sich im eschatologischen Sinne nicht als „Messias“ verstanden. Schweitzer seinerseits stützte sich zur Bekräftigung seiner Auffassungen vor allem auf das Matthäusevangelium. Neben Wrede war der bereits erwähnte Friedrich Spitta einer der großen theologischen Gegner Schweitzers, und infolgedessen zerrannen die Hoffnungen Schweitzers, dereinst an einer deutschen Universität eine theologische Professur, etwa für Dogmengeschichte, zu bekleiden. Durch seine Kritik an Heinrich Julius Holtzmanns theologischen Auffassungen, so begründet ihm die Kritik auch erscheinen mochte, verlor Schweitzer nach 1902 auch diesen bisherigen Straßburger Gönner.

[10] Die späte Veröffentlichung des Buches auf Deutsch könnte man als eine Art von Kriegslist verstehen. Der Privatdozent der Theologie gab der deutschen theologischen Fachwelt dadurch recht spät zu verstehen, daß er seine wissenschaftlichen Forschungsinteressen verlagert hatte und er sich keine Karriere mehr als akademischer Lehrer der Theologie erhoffte. Der eigentliche Grund für den zeitlichen Abstand lag aber in der Umarbeitung der Fassung von 1905 und der Erweiterung des Umfangs auf fast das Doppelte.

[11] Helene Bresslau war für den Dorfpfarrerssohn Albert Schweitzer eine ausgesprochen „gute Partie“. Ihr nationalliberal orientierter, aus jüdischer Familie stammender Vater, Professor Dr. Harry Bresslau (1848–1926), war einer der bedeutendsten deutschen Mediaevisten und Diplomatiker (Urkundenforscher) und hatte von 1890 bis 1912 einen Lehrstuhl für Geschichte an der Universität Straßburg inne. 1904 wurde Bresslau zum Rektor der Universität Straßburg gewählt und war im Deutschen Reich der erste nichtgetaufte Jude, der das Amt eines Universitätsrektors bekleidete. Die kirchliche Trauung von Albert Schweitzer und Helene Bresslau fand am 8. Juni 1912 in Günsbach statt.

[12] Friedrich Meinecke: Straßburg, Freiburg, Berlin. 1901–1919. Erinnerungen, Stuttgart 1949.

[13] Die Medizinerin und Theologin Isgard Ohls erwähnt in ihrer in Anmerkung 2 genannten Monographie „Der Arzt Albert Schweitzer. Weltweit vernetzte Tropenmedizin zwischen Forschen, Heilen und Ethik“ auf S. 316–318 einige bezeichnende Beispiele. So kam Albert Schweitzer in seinem berechtigten Interesse an der Genesung seiner afrikanischen Patienten deren kulturbedingten Besonderheiten weitgehend entgegen. Weil viele der Farbigen glaubten, viel Medizin helfe viel, braute Albert Schweitzer eine rotgefärbte ungefährliche Flüssigkeit zusammen, die er medizinsüchtigen Patienten verabreichte. Aufgrund psychologischer Wirkung fühlten diese ihr Befinden daraufhin sofort gebessert. Heftig erregen konnte sich Albert Schweitzer, wenn wertvolles medizinisches Material wie Binden und Verbände vergeudet und verschleudert wurden. Wegen vom Pflegepersonal und den Patienten ungewaschen weggeworfenen Verbandsmaterials konnte Schweitzer sehr aufgebracht werden. Auch war es ihm ein stetes Bedürfnis, dem Pflegepersonal und den Patienten seine Vorstellungen von „Disziplin“ und „Pünktlichkeit“ deutlich und verständlich zu vermitteln.

[14] Vermutlich auf Anregung von seiten des einflußreichen Schwiegervaters, Harry Bresslau, verlieh der Kaiserliche Statthalter in Elsaß-Lothringen, Graf Wedel, im Dezember 1912 dem scheidenden Straßburger Privatdozenten der Theologie Dr. Schweitzer aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen den Ehrentitel „Professor“. Allerdings hat Albert Schweitzer den Professorentitel niemals geführt und immer mit „AS“ bzw. „Albert Schweitzer“ oder „Dr. Albert Schweitzer“ gezeichnet.

(Teil 2 erscheint in der nächsten Ausgabe.)

Elsässische Gedenktage 2020

02.01.1180	Kaiser Friedrich Barbarossa besucht Straßburg.
10.01.1920	Der Versailler Vertrag tritt in Kraft.
12.01.1480	Graf Jakob von Lichtenberg, der letzte seines Stammes, stirbt.
19.01.1830	Der Straßburger Hellenist Johann Schweighäuser stirbt.
28.01.1750	Karoline Flachsland, die spätere Gattin Herders, wird in Reichenweier geboren.
30.01.1620	Der Ammeister Dominikus Dietrich wird in Straßburg geboren.
03.02.1640	Der in Hallstadt (Oberösterreich) geborene Geschichtsschreiber Mathias Bernegger stirbt in Straßburg.
07.02.1940	Dr. Karl Roos wird in Champigneulles hingerichtet.
22.02.1620	Ein Komet erscheint über dem Elsaß und Baden.
10.03.1510	Der Straßburger Münsterprediger Johannes Geiler von Kaysersberg, 1445 in Schaffhausen geboren, stirbt.
20.03.1880	Der Botaniker Wilhelm Philipp Schimper stirbt in Straßburg.
20.03.1820	Der Straßburger Dichter Georg Theodor Klein, Mitarbeiter Stoebers, wird geboren.
23.03.880	Die Kaiserin Richardis gründet das Kloster Andlau.
25.03.1580	Der Straßburger Bischof Johann von Manderscheid stiftet das Jesuitenkollegium von Molsheim.
02.04.1770	Goethe bezieht die Universität Straßburg.
05.04.1840	In Karlsruhe wird der Rheingrenzvertrag zwischen Frankreich und Baden geschlossen, der die Regulierung des Oberrheins nach den Plänen Tullas ermöglicht.
10.05.1940	Der Westfeldzug beginnt.
17.05.1525	Die aufständischen Bauern werden bei Zabern niedergemetzelt. Ihr Führer, Erasmus Gerber aus Molsheim, wird gehenkt.
06.06.1680	Die Grafschaft Salm wird mit Frankreich „reuniert“.
14.06.1800	General Jean-Baptiste Kleber wird in Kairo ermordet.
22.06.1940	Nach sechswöchigen Kampfhandlungen wird ein Waffenstillstand unterzeichnet.
07.07.1810	Adolf Stoeber, Pfarrer und Dichter, wird in Straßburg geboren.
11.07.1680	Saarwerden und Herbitzheim werden mit Frankreich „reuniert“.
01.08.1790	Anton Jeanjean, berühmter katholischer Kanzelredner, stirbt in Straßburg.
06.08.1870	Bei Wörth (Fröschweiler) findet eine entscheidende Schlacht statt.
09.08.1680	Der Conseil souverain d‘Alsace spricht einseitig die reichsständischen Gebiete im Elsaß Frankreich zu.
23.08.1740	Friedrich II. besucht kurz nach seiner Thronbesteigung die Stadt Straßburg unter dem Decknamen eines Grafen von Dufour.
29.08.1880	Der Straßburger Bibliothekar und Dichter Gustav Mühl stirbt.
31.08.1740	Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steintal, wird in Straßburg geboren.
12.09.1490	Der Straßburger Humanist Peter Schott stirbt.
14.09.1870	Der Physiker Karl August Steinheil, 1801 in Rappoltsweiler geboren, stirbt in München.
23.09.1930	Der Kunstmaler Lothar von Seebach stirbt. Geboren 1853 auf dem Landgut der Familie in Fessenbach (Baden), ließ er sich 1876 in Straßburg nieder. Von 1921 bis 1923 lebte er am Bodensee, kehrte dann aber nach Straßburg zurück, das ihm zur zweiten Heimat geworden war.
27.09.1800	Der Straßburger Schriftsteller und Kulturhistoriker Ludwig Adolf Spach wird geboren.
27.09.1870	General Uhrich kapituliert vor den Straßburg belagernden Truppen.
18.10.1940	In Straßburg wird die Rückkehr des 300 000. der zu Beginn des Krieges evakuierten Elsässer verzeichnet.
02.11.1840	Felix Korum, Bischof von Trier, wird in Wickersheim bei Colmar geboren.
04.11.1840	In Hartmannsweiler wird der elsässische Mundartdichter August Lustig geboren.
18.11.1820	Der Dichter Heinrich von Nikolay stirbt auf Schloß Monrepos bei Viborg in Finnland. Geboren 1737 in Straßburg als Sohn eines Dreizehners, wurde er Erzieher des Zaren Paul I. und Präsident der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg.
02.12.1930	In Hochfelden stirbt der Arzt und Heimatforscher August Kassel.
21.12.1915	Ein französischer Großangriff auf den Hartmannsweiler Kopf findet statt. 800 deutsche Gefangene werden gemacht.
22.12.1915	Ein deutscher Gegenangriff auf den Hartmannsweiler Kopf findet statt.
.	1500 französische Gefangene werden gemacht.
27.12.1420	Der Straßburger Chronisten Jakob Twinger von Königshofen stirbt.

Vor 80 Jahren ist Karl Roos erschossen worden

Am 7. Februar 2020 versammelten sich Angehörige der Gruppe Freies Elsaß in Champigneulles an der Stelle, wo genau 80 zuvor Karl Roos von einem Exekutionskommando erschossen worden ist. Grundlage dafür war ein Urteil, das ein französisches Militärgericht am 26. Oktober 1939 in Nancy gefällt hatte. Das Gericht hatte Roos aufgrund der vom Gericht vielleicht, vielleicht auch nicht für zutreffend gehaltenen Anklage, dieser habe für Deutschland Spionage betrieben, zum Tode verurteilt. Die Anklage gegen den autonomistischen Politiker Roos war an den Haaren herbeigezogen, sie stützte sich auf eine Fotomontage und erzwungene Falschaussagen. Rechtliche Grundlage war das Dekret des französischen Staatspräsidenten über die Strafverfolgung von Spionage vom 17. Juni 1938.

Der Übersetzer und Schriftsteller Joseph Schmittbiel hielt am 7. Februar 2020 in Champigneulles vor Mitgliedern der genannten Gruppe die Gedenkansprache, in der er betonte, daß Roos weder Spion noch Nationalsozialist gewesen sei. Karl Roos sei unschuldig gewesen, seine „Schuld“ habe darin bestanden, daß er sich nach 1919 gegen die von Frankreich betriebene Assimilationspolitik gewandt habe. Er habe für den elsässischen Partikularismus gekämpft, für die Bewahrung der Eigenarten des Elsaß in Sprache, Kultur und Recht.

Schmittbiel zog die Verbindung von der 80 Jahre zurückliegenden ungerechtfertigten Erschießung von Roos zu der vor wenigen Jahren erfolgten Schaffung der Region Grand Est, mit der Frankreich versucht habe, das Elsaß „politisch zu liquidieren“. Schmittbiel verwies diejenigen, die Genaueres über Roos nachlesen wollten, auf eine in zwei Sprachen vorliegende Presseverlautbarung der Gruppe Freies Elsaß und ein französischsprachiges Lebensbild von Karl Roos aus der Feder des Historikers Bernard Wittmann.[1]

Die Pressemitteilung betont, Roos sei nach 1919 Frankreich genau so loyal gewesen, wie er zuvor dem Deutschen Reich gegenüber loyal gewesen sei, dem er im Weltkriege als Offizier gedient hatte. Er sei kein Separatist gewesen, doch ein elsässischer Autonomist und Partikularist und habe sich als Gemeinderatsmitglied der Stadt Straßburg, als Vizepräsident des unterelsässischen Generalrats und als Generalsekretär des Elsässischen Heimatbundes für das Elsaß eingesetzt. Er habe zutiefst am christlichen Glauben gehangen, sein letztes Wort, bevor er tot zusammensank, sei der Name Jesu gewesen (wie der Gefängnisgeistliche P. Pierre Brandicourt bezeugte).

Der erste gegen Roos geführte Prozeß, der 1929 in Besançon geführt wurde, habe vor zivilen Geschworenen und unter den damals friedlichen Umständen zu einem Freispruch geführt. Erst 1939 habe die französische Militärgerichtsbarkeit in einer von der Kriegsgefahr vergifteten Umwelt und bei einer neugeschaffenen Rechtslage ihn verhaften – das geschah am 4. Februar 1939 – und beseitigen können. In dem sich anschließenden militärgerichtlichen Prozeß seien die Entlastungszeugen eingeschüchtert gewesen, da sie hätten damit rechnen müssen, nach ihrer Aussage verhaftet zu werden. Die Beweislast habe man im Gegensatz zum demokratisch-rechtsstaatlichen Verfahren umgekehrt. Nicht der Staat habe die Schuld von Roos beweisen müssen, sondern Roos seine Unschuld.

Die Pariser Zentralmacht, die in dem Krieg, den sie selbst erklärt hatte, keinen Finger gerührt habe, habe der Bevölkerung Sand in die Augen gestreut, indem sie einen Unschuldigen für ihre eigene Unfähigkeit gestraft habe. Bezeichnenderweise seien die Akten des gegen Roos geführten Prozesses heute „verschwunden“.[2]

Das Pariser Regime habe, so die Presseverlautbarung, „unser Land mit Gewalt und Lügen französisiert“. Doch Karl Roos werde im Elsaß nicht vergessen werden.

Anmerkungen:

[1] Dieses sehr lesenswerte Lebensbild ist unter http://hewwemi.net/karl-roos-un-dreyfus-alsacien-qui-na-pas-trouve-son-zola/ im Weltnetz aufrufbar.

[2] Die Akten waren nach Aussage von Marcel Stürmel 1945 noch vorhanden und wurden im Zuge des 1946/47 geführten Prozesses gegen Jean-Pierre Mourer – der 1947 zum Tode verurteilt und erschossen wurde – mehrmals herangezogen. Die schriftliche Behauptung eines Chef-Archivars vom Dépôt central d'Archives de la Justice militaire vom 27. August 2003, die Akten seien im Zuge der deutschen Besetzung entweder verschleppt oder vernichtet worden, ist also sachlich falsch.

Hinweis in eigener Sache

Die CD „Gruß aus dem Elsaß“, die den Inhalt einer 1936 auf Veranlassung von Elly Heuss-Knapp hergestellten Schallplatte wiedergibt (siehe den Text in der Ausgabe 3 und 4/2018 des „Westens“), kann zum Preis von 15 EUR bei der Geschäftsstelle der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ in Erfurt (Gustav-Freytag-Straße 10 b, 99096 Erfurt, rudolfbenl@online.de) bestellt werden.
Die vierseitig bedruckte Schallplattenhülle ist der neuen CD beigegeben.
Für alle Freunde des Elsaß bedeuten Text und Musik dieser CD eine bereichernde Erinnerung.

Nachruf auf Theo Wolff

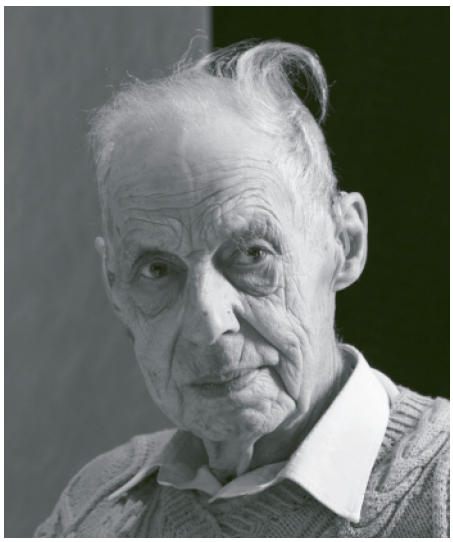
Am 30. August 2019 ist, hochbetagt, Theo Wolff, einer der herausragenden elsässischen Heimatrechtler, im unterelsässischen Lobsann verstorben. Er war der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ seit Jahrzehnten eng verbunden. Für die Mitteilung vieler im Nachfolgenden genannten Einzelheiten aus seinem Leben sei Paul Schalck, Sesenheim, einem Enkel Theo Wolffs, gedankt.

Theo Wolff ist am 5. September 1927 in Ingweiler als ältester Sohn von Théodore (Theodor) Wolff und seiner Ehefrau Gertrude, einer geborenen Eisenbeis, geboren worden. Getauft wurde er am 2. Oktober 1927 in der Kirche von Lützelstein. Mit seinen Brüdern Walter und Fritz wuchs er im Pfarrhaus von Lützelstein auf, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Dieser konfirmierte seinen Sohn Theo 1941 in Alteckendorf. Der Konfirmationsspruch war dem 2. Korintherbrief entnommen (2 Kor 12,9): „Meine Gnade genügt dir. Die Kraft vollendet sich in der Schwachheit.“

Er besuchte in Straßburg das damals nach Johannes Sturm benannte Gymnasium und legte dort das Abitur ab. Als er 16 Jahre alt war, wurde er in Kehl als Flakhelfer in die Luftverteidigung Straßburgs eingegliedert.

Von 1946 bis 1952 studierte Theo Wolff in Straßburg Theologie. Es folgte eine vierjährige Krankheitszeit, doch 1956 wurde er zum Pfarrer von Scharrachbergheim ernannt. 1957 heiratete er Doris Birmelé, die damals Ärztin in Altweier (Aubure) war. Dem Ehepaar wurden drei Töchter geschenkt. Zwei Knaben nahmen sie als Pflegekinder auf. 1967 wurde Theo Wolff zum Pfarrer von Hohweiler ernannt, Hermersweiler und Reimersweiler gehörten mit zur Pfarrei. 1987 trat er in den Ruhestand, den er in Lobsann verbrachte. Er hatte in Lobsann mit seiner Frau und seinen Töchtern einen Naturpark angelegt, worin er das Haus errichten ließ, das er bis zu seinem Hinscheiden bewohnte. Der frühe Tod seiner Frau im Jahre 1989 erfüllte ihn mit großer Trauer, die er niemals mehr überwand.

Während der Jahre seines Ruhestandes empfing er in Lobsann jahrelang Schulklassen aus den Nachbardörfern und zeigte den Kindern die verschiedenen Baumarten seines



Parks – es sind über 100 –, erklärte ihnen, woran man sie erkennt und wie sie auf Latein, Französisch und sicherlich auch wie sie auf Deutsch heißen. Er war Mitglied etlicher Naturschutzverbände.

Sein Haus heizte er ausschließlich mit aus seinem Park stammendem Holz, und Wasser gab’s aus einem Tiefbrunnen. Im Alter von 90 Jahren fällte er noch Bäume mit seiner Motorsäge.

In einem „Lebenslauf“, den er für seine eigene Beerdigung schrieb, lesen wir: „Er betätigte sich auf übergemeindlicher Ebene in der Lutherischen Gesellschaft und in der Glaubensgemeinschaft. Außerdem setzte er sich im Rahmen des Schickele-Kreises für die Erhaltung unserer Muttersprache und im Rahmen von Naturschutzverbänden zusammen mit seiner Ehefrau und den Kindern für die Erhaltung einer gesunden Umwelt ein.“

Die Mission lag ihm sehr am Herzen, und er und seine Frau nahmen Missionare der Hermannsburger Mission, die ins Elsaß zu einer Reise durch die Pfarreien gekommen waren, in ihr Heim auf.

Theo Wolff war ein durch und durch politischer Mensch, doch mied er in seiner ruhigen Art öffentliche Konfrontation. Er versuchte, seine Überzeugungen auf beruflicher und privater Ebene zu verwirklichen. In den 70er Jahren erteilten seine Frau und er freiwillig Deutschunterricht im nördlichen Unterelsaß, um der gezielten Austrocknung des Deutschen in der öffentlichen Schule entgegenzuwirken. Er war seit seiner Entstehung auch sehr aktiv im Schickele-Kreis. Maßgeblich war er Mitte der 70er Jahre an der Sprachsensibilisierungskampagne „Redd wie dr de Schnawwel gewachsen isch“ beteiligt. Laut des langjährigen Hauptredakteurs von „Land un Sproch“, François Schaffner, gehörte Wolff zu den „15 Rettern des Schickele-Kreises“, als dieser ums Überleben rang. Er unterstützte selbstverständlich auch die junge EVU-UPA, als die Partei Ende der 80er und Anfang der 90er einen politischen Vorstoß wagte.

Seine Gottesdienste hielt er bis zu seinem Ruhestand in deutscher Sprache ab. Das war damals zwischen Hagenau und Weißenburg nichts Besonderes. Ungewöhnlich war aber, daß er auch den Konfirmandenunterricht bis zuletzt auf Deutsch erteilte. Fand sich jedoch ein einziger rein Frankophoner unter den Konfirmanden, bekam dieser getrennt Unterricht – auf Französisch. Er war zudem in der Lutherischen Gesellschaft – einer ehemals bedeutenden innerkirchlichen Denkfabrik – und im Missionsausschuß der elsässischen Landeskirche tätig. Bei deren Tagungen ergriff er nur auf Deutsch das Wort, zum Ärger einiger Kollegen. Nicht wenige belächelten seinen „Ditschfimmel“. Viele aber, so stellten die Hinterbliebenen nach Wolffs Tode fest, hatten große Achtung vor seiner Person. Seine entschlossene, beständige geistige Haltung beeindruckte.

Jeden Tag hielt er zwei Andachten, eine morgens und eine abends. Die Abendandacht endete üblicherweise mit Luthers Abendsegen. Vor jeder Mahlzeit sang oder betete er, nach jeder Mahlzeit dankte er. Er sang sehr gern und kannte das elsässische Gesangbuch in weiten Teilen auswendig. Daß alle seine Enkelkinder deutsch sprechen (in der Mundart und/oder in der Hochsprache) ist bezeichnend. Das Vorbild des Großvaters wirkt hier günstig nach.Theo Wolff ist am 30. August 2019 rasch und unerwartet, vor seinem eigenen Hause, wie er es sich gewünscht hatte, verstorben. Am 7. September 2019 wurde er nach einer Trauerfeier in Sulz unterm Wald (Soultz-sous-Forêts) zu Grabe getragen.

Die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.“ wird Theo Wolff in ehrendem Gedächtnis bewahren.

Georges Demartial: Die dreiste Fälschung. Das französische Gelbbuch und die Kriegsursachen von 1914. Hrsg. von Stefan Scheil, Schnellroda (Antaios) 2018, 176 Seiten (ISBN 978-3-944422-81-7).

Das sich über mehrere Jahre hinziehende Gedenken an die nun ein Jahrhundert zurückliegende Zeit des Ersten Weltkriegs hat zahlreiche Veröffentlichungen mit sich geführt. Zu den interessantesten dürfte die Neuauflage eines Buches gehören, das 1926 unter dem Titel „L'Évangile du Quai d'Orsay" in Paris erschienen ist. Sein Verfasser war Georges Demartial, ein französischer Verwaltungsfachmann, Ehrenminister für Kolonialfragen, Inhaber des Ordens der Ehrenlegion.

Das französische Gelbbuch

Was Demartial als „Evangelium des Quai d'Orsay", also des französischen Außenministeriums, bezeichnete, war das livre jaune, das „Gelbbuch", das die französische Regierung im Dezember 1914 vorgelegt hatte und das 150 Dokumente enthielt, die in den kritischen Tagen des Juli und des August 1914 im Zuge des Handelns des französischen Präsidenten Raymond Poincaré, der von dem Ministerpräsidenten René Viviani geführten französischen Regierung sowie ihrer Minister und Beamten und der französischen Diplomaten, vor allem des in St. Petersburg akkreditierten Botschafters Maurice Paléologue, entstanden waren. Diese Auswahl von 150 amtlichen Dokumenten sollte die Schritte der französischen Regierung rechtfertigen und darlegen, daß am Ausbruch des Weltkrieges Frankreich wie auch dessen Hauptverbündete Rußland und England keine Schuld treffe und daß es wie seine zwei Verbündeten das Opfer eines ruchlosen Angriffs von seiten Deutschlands geworden sei, wie dann auch fünf Jahre später das Versailler Friedensdokument vom 28. Juni 1919 von einem den Alliierten und Assoziierten „durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten" aufgezwungenen Krieg sprechen und Deutschland und seine Verbündeten für den alleinigen und alleinverantwortlichen Urheber aller Verluste und Schäden erklären sollte (Art. 231).

Das Buch Demartials ist 1928 in deutscher Sprache unter dem Titel „Das Evangelium des Quai d'Orsay" erschienen, durch ein für diese Ausgabe verfaßtes Vorwort Demartials eingeleitet. Im gleichen Jahre wurden diesem für fünf Jahre die mit der Würde eines Ehrenlegionärs verbundenen Rechte aberkannt. Demartial hatte das in Frankreich verbindliche Dogma von der Unschuld Frankreichs und der Alleinschuld Deutschlands geleugnet! Dies allerdings zu einer Zeit, da selbst in England sehr viele nicht mehr von dieser Alleinschuld, die Deutschland 1919 in Versailles gleichsam unter dem Eindruck einer ihm von den Siegermächten vorgehaltenen Pistole hatte unterschriftlich anerkennen müssen, sprachen, von unbefangenen Historikern in neutralen Ländern ganz zu schweigen.

In Frankreich dagegen hielten die offiziellen Kreise an der Version fest, daß das Gelbbuch ausreiche, um Frankreichs Unschuld zu beweisen. Alle Hoffnungen, die von deutscher Seite gehegt wurden, daß sich in Frankreich die Einsicht von der Unhaltbarkeit dieser Position Bahn brechen werde, waren bis dahin vergeblich gewesen. Für die Haltung des offiziellen Frankreich war die Äußerung des sozialistischen Kammerpräsidenten, die dieser in einer Debatte am 3. März 1928 tat, bezeichnend. Sie lautete: „Kein guter Franzose, der Anspruch auf diesen Namen erhebt, wird Frankreich auch nur den kleinsten Teil der Schuld am letzten Krieg geben." (S. 17)

Nun hat der Antaios-Verlag die deutsche Übersetzung von Demartials Buch unter dem Titel „Die dreiste Fälschung. Das französische Gelbbuch und die Kriegsursachen von 1914" neu herausgebracht. Als Herausgeber zeichnet der Historiker Stefan Scheil verantwortlich, der ein Vorwort und ein Nachwort beigesteuert hat. Scheil bezeichnet es im Vorwort als „gesichertes Wissen", daß es sich beim Ersten Weltkrieg um einen „kühl inszenierten russisch-französischen Angriffskrieg" gehandelt habe, und führt die in den vergangenen Jahren erschienenen Arbeiten mehrerer Historiker an: Christopher Clarks „Schlafwandler",[1] den 2016 in der „Historischen Zeitschrift" veröffentlichten Aufsatz des Würzburger Historikers Rainer F. Schmidt über die auf der Kenntnis des deutschen Schlieffenplans gründenden bündnispolitischen und militärischen Kriegsvorbereitungen Frankreichs[2] sowie vor allem das Buch von Sean McMeekin über die russischen Ursprünge des Ersten Weltkriegs.[3]

Schon während des Weltkrieges war deutlich geworden, daß die von Entente-Seite propagandistisch vertretene Auffassung von der Rolle, die sie sowie Rußland bei der Auslösung des Weltkrieges gespielt hatten, mit den tatsächlichen Ereignissen der vor dem 4. August 1914 liegenden Wochen und Tage nicht übereinstimme, als nämlich die bolschewistische Regierung Rußlands im Jahre 1918 Dokumente der kaiserlich russischen Regierung veröffentlichte, die den Anteil sowohl Rußlands als auch Frankreichs in einem ganz anderen Lichte zeigten. Die Tatsache, daß die Entente-Mächte während des ganzen Weltkrieges weltweit das Meinungsmonopol besaßen, machten die Bemühungen der deutschen Regierung, diese die Entente-Mächte belastenden Dokumente weltweit bekannt zu machen, jedoch unwirksam. Zu dieser beherrschenden Stellung der Entente trug unter anderem bei, daß England die deutschen Überseekabel zerstört und sich dadurch eine überragende Position bei der Nachrichtenverbreitung verschafft hatte.

Das deutsche Weißbuch

Die deutsche Reichsleitung hatte schon am 3. August 1914 dem Deutschen Reichstag ein Weißbuch vorgelegt, das vor allem die Kriegsvorbereitungen Rußlands und die deutschen Versuche, darauf Einfluß zu nehmen, dokumentierte. Demartials Urteil ist eindeutig: „Der Bericht an den Reichstag ist genau. Er enthält keinerlei Lügen. Er ist sogar von seltenem Freimut. In seinen

Äußerungen über den Punkt, der am meisten für die deutsche Verantwortlichkeit spricht, nämlich das Versprechen an Österreich, es unterstützen zu wollen, falls es wegen einer militärischen Aktion gegen Serbien von Rußland angegriffen werden sollte, erweckt der Kanzler […] durch seine Kühnheit Erstaunen. […] Vergleichen wir diesen Bericht des deutschen Buchs mit der Rede Vivianis im Parlament – am 4. August. Statt offen zu verkünden, er habe es für die Pflicht und das Interesse Frankreichs gehalten, Rußland zu unterstützen, tat Viviani alles mögliche, um nicht nur zu verstekken, daß Rußland die Unterstützung Frankreichs versprochen worden war. Sondern er verschwieg sogar im weiteren, daß Rußland überhaupt irgendetwas mit Frankreichs Kriegseintritt zu tun gehabt hätte. Es ist überflüssig, den Vergleich weiterzuführen." (S. 136 f.)

1915 erschien eine erweiterte Ausgabe des deutschen Weißbuchs, das nun auch Dokumente zur Haltung Englands enthielt. Demartial bemängelt an dieser Ausgabe, daß auch sie nur „dünngesäte und ausgewählte Aktenstücke" brachte. Auch die deutsche Regierung habe ihrem Volk während des Krieges also nicht die ganze Wahrheit gesagt. Allerdings habe sie seit 1914 die Fälschungen der französischen und russischen Bücher vor Augen gehabt und sich vielleicht gesagt, daß sie sich selbst ins Bein schieße, wenn allein sie vor der Weltöffentlichkeit den ganzen Inhalt ihrer Schubläden ausbreite. Man müsse ihr eigentlich noch dankbar sein, daß sie „nicht ebenso wie die anderen zu Fälschungen gegriffen" habe. Insbesondere seien die Lücken in der deutschen Darstellung weit weniger wichtig als die in der französischen. Deshalb habe die 1919 nach der Revolution vorgenommene Veröffentlichung der vollständigen deutschen Dokumente die deutsche Schuld nicht verstärkt, sondern verringert. In verschiedenen Ländern hätten politische und gelehrte Persönlichkeiten Deutschland nun sogar freigesprochen, nachdem sie es vorher verdammt hätten. Man müsse gestehen, wenn man ehrlich sein wolle: „Das authentische und vollständige deutsche Weißbuch wäscht Deutschland vollkommen von dem Vorwurf rein, den europäischen Krieg geplant oder gewollt zu haben." (S. 139 f.)

Die Akteneditionen der beteiligten Mächte

1919 waren von deutscher Seite nämlich in vier Bänden die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch vorgelegt worden. Die drei Herausgeber waren jeglicher Deutschfreundlichkeit und jeglicher Sympathie mit dem deutschen politischen System der Vorkriegszeit unverdächtig: der tschechischstämmige Sozialist Karl Kautsky, der linksliberale und pazifistische Jurist Walther Schücking und Max Graf Montgelas, ein Enkel des berühmten, wenn nicht gar berüchtigten gleichnamigen bayerischen Ministers der Napoleon-Zeit. Demartial findet zu dieser Edition die Worte: „Das Werk ist sachlich bewundernswürdig, moralisch ist es das noch mehr." (S. 142) Ab 1922 veröffentlichten im Auftrag des deutschen Auswärtigen Amts angesehene Historiker in nicht weniger als 40 dicken Bänden Aktenstücke zur deutschen Außenpolitik ab 1871.

Da das bolschewistische Rußland bereits Akten der zarischen Regierung zum Kriegsausbruch veröffentlicht hatte, aus denen unter anderem hervorging, daß in dem offiziellen russischen Orangebuch von den in den vor dem Kriegsausbruch liegenden kritischen Tagen entstandenen 60 Dokumenten des zwischen St. Petersburg und Paris gepflogenen Nachrichtenaustauschs 29 ganz unterschlagen, 19 gefälscht und nur 12 wortgetreu veröffentlicht worden waren, und nachdem auch die junge Republik (Deutsch-)Österreich ein neues Buch über die Kriegsursprünge veröffentlicht hatte, blieb den Siegermächten fast nichts anderes übrig, als ebenfalls ihre Akten offenzulegen und zu edieren. England tat das ab 1926.

Frankreich gewährte zunächst lediglich einigen „zuverlässigen" Historikern Zugang zu den Akten des Quai d'Orsay, deren Bücher dann wunschgemäß ausfielen (Bourgeois 1921/1922, Renouvin 1925), begann dann aber 1929 mit einer in drei Serien gegliederten Aktenedition zur Außenpolitik seit 1871. Der Band mit den entscheidenden Dokumenten aus den Tagen vom 24. Juli 1914 bis zum 4. August 1914 wurde allerdings erst 1936 veröffentlicht, zehn Jahre nach dem Erscheinen von Demartials Buch und zu einer Zeit, da in Deutschland bereits Adolf Hitler die Politik bestimmte.

Das französisch-russische Bündnis

Poincaré, der 1912 bis 1913 Ministerpräsident und Außenminister war, bevor er 1913 zum Staatspräsidenten gewählt wurde, hatte schon 1912 den Inhalt des seit langem bestehenden, in den Anfängen auf das Jahr 1892 zurückgehenden französisch-russischen Bündnisses dahingehend entscheidend verändert, daß er die französische Beistandspflicht gegenüber Rußland auf den Fall ausweitete, daß das Zarenreich mit Österreich-Ungarn wegen Serbiens in Konflikt gerate. Der Würzburger Historiker Rainer F. Schmidt sprach 90 Jahre nach Demartials Buch davon, Poincaré habe dadurch einen „geopolitischen Zündmechanismus" in Stellung gebracht.

Von dieser Selbstverpflichtung Frankreichs, durch die dieses sich selbst offensiv in die Balkanfragen hineinzog, wußte Demartial noch nichts. Ihm war aber dennoch klar, daß Poincaré und Viviani die nach der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand aufs höchste gesteigerte Spannung zwischen der Habsburgermonarchie und Serbien hatten nutzen wollen, um gemeinsam mit Rußland einen gesamteuropäischen Krieg auszulösen. 90 Jahre nach Demartial sollte der Würzburger Historiker Rainer F. Schmidt davon sprechen, Poincaré habe „zwischen 1912 und 1914 eine gezielte Kriegsvorbereitungspolitik ins Werk" gesetzt. „Poincaré entwickelte aus der Koppelung von militärischen und diplomatischen Schachzügen ein Siegesrezept, das darauf abzielte, das Deutsche Reich herauszufordern, in die Rolle des Aggressors zu manövrieren und im August 1914 zur Kriegsauslösung zu veranlassen."

Der französische Präsident Poincaré und der Ministerpräsident Viviani hielten sich vom 20. bis zum 23. Juli 1914 in St. Petersburg zu einem Staatsbesuch auf. Demartial fiel am Gelbbuch zunächst auf, daß es hinsichtlich der Ergebnisse dieses in einer Zeit angespannter Lage auf höchster Ebene durchgeführten Besuchs außerordentlich schweigsam war, als ob sich Zar Nikolaus II. sowie die russischen und französischen Staatsmänner nur über das Wetter unterhalten hätten. Heute wissen wir aufgrund der Aktenveröffentlichungen sehr viel mehr

– wenn auch, wie Stefan Scheil betont, bei weitem nicht alles – von dem, was damals vereinbart worden ist. Poincaré und Viviani haben während ihres Besuchs den russischen Staatsmännern den Rücken gestärkt, sie zu einer festen Haltung in der nach der serbisch inspirierten Ermordung des österreichischen Thronfolgers entstandenen Krise ermuntert und sie der unbedingten Treue Frankreichs zum Bündnis versichert, über dessen Zündstoff bergende Einzelheiten damals in Frankreich nur wenige unterrichtet waren und über dessen Tragweite Poincaré und Viviani auch die Nationalversammlung im unklaren zu halten sich bemühten.

Auch die Bedeutung der russischen Mobilmachung, die vom russischen Ministerrat, der sich nun der unbedingten Bündnistreue Frankreichs sicher war, schon am 24. Juli 1914, am Tag nach der Abreise der französischen Gäste, beschlossen wurde, war im Gelbbuch durch Weglassung entscheidender Dokumente völlig unterbelichtet, obwohl diese Mobilmachung, wie in Frankreich sowohl die leitenden Politiker als auch die Militärs genau wußten, Deutschland ebenfalls zu ersten Mobilisierungsschritten zwingen mußte. Die Mittellage Deutschlands und seines einzigen Verbündeten, Österreich-Ungarns, sowie die von vornherein feststehende personelle und materielle Unterlegenheit der beiden mitteleuropäischen Reiche zwangen das Deutsche Reich, den Kriegsvorbereitungen der potentiellen Feindmächte stets um einen Schritt voraus zu sein.

Obwohl Demartial, als er sein Buch schrieb, noch nicht alle Dokumente zur Verfügung standen, insbesondere nicht die französischen, gelang es ihm in bewundernswerter Intuition, sich in die Gedankengänge der französischen leitenden Kreise hineinzuversetzen. Sie mußten, um den Krieg, der die Generalabrechnung mit Deutschland darstellen sollte, herbeizuführen, den Zaren (der in diesem Plan das unsicherste Glied war), die russischen Staatsmänner, insbesondere den Außenminister Sergej Sasonow, und die russischen Militärs ermutigen, vor den Versuchen der deutschen Führung, insbesondere des Deutschen Kaisers, Rußland zur Rücknahme seiner Mobilisierungsmaßnahmen zu bewegen, nicht zurückzuweichen. Nur so konnte die Auslösung eines europäischen Krieges bewerkstelligt werden. Eine wichtige Rolle bei der Zuspitzung der Lage spielte der russische Botschafter in Paris, Alexander Iswolski.

Die Rolle Englands

Gleichzeitig mußten die französischen Staatsmänner gegenüber England aber die Rolle, die Frankreich bei der Verhärtung der russischen Haltung spielte, verschleiern, da der Eintritt Englands in den Krieg nur dann mit völliger Sicherheit zu erwarten war, wenn Frankreich und Rußland nicht offensichtlich als Verursacher dastünden. Eine sichere Siegesaussicht bestand für Frankreich jedoch nur, wenn ihm auf dem gegen Deutschland gerichteten Kriegsschauplatz die Hilfe Englands geleistet würde. Die Mehrheit im britischen Kabinett war nicht kriegslüstern, allerdings hatten die zahlenmäßig in der Minderheit befindlichen Kriegstreiber, der Premierminister Herbert Henry Asquith, der Staatssekretär des Äußeren Edward Grey, der Kriegsstaatssekretär Richard Haldane und der Marinestaatssekretär Winston Churchill (S. 135: „Churchill kann als die vollendete Verkörperung des offiziellen England im Krieg gelten“), eine starke Stellung. Poincaré und Viviani wußten, daß es Grey nur dann gelingen könne, England in einen Krieg hineinzuziehen, wenn er dies gegenüber dem Volk und dem Parlament mit der Behauptung rechtfertigen könne, Rußland und Frankreich hätten alles getan, um einen europäischen Krieg zu vermeiden, auf einen solchen sei aber von Österreich-Ungarn und vor allem vom Deutschen Reich hingearbeitet worden.

Eines der Mittel, die englische Regierung zum Kriegsentschluß zu bewegen, war die gegenüber London vorgebrachte Behauptung, die russische Mobilmachung sei durch die österreichisch-ungarische ausgelöst worden und dieser zeitlich gefolgt. Die österreichische Mobilmachung wurde deshalb vordatiert (S. 102–112). Dieser Behauptung wurde in London nur zu gern geglaubt. Zutreffend war jedoch das Gegenteil.

Die russische Gesamtmobilmachung

Obwohl von deutscher Seite dem russischen Kaiser gegenüber kein Zweifel daran gelassen wurde, daß die russische Gesamtmobilmachung einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland auslösen würde und obwohl dieser Zusammenhang auch den politischen und militärischen Kreisen Frankreichs wohlbekannt war, ermutigte die französische Politik Rußland in den letzten Julitagen immer wieder zu Härte. Das arbeitet Demartial aufgrund des ihm ja nur lückenhaft vorliegenden Aktenmaterials mit bewundernswertem Einfühlungsvermögen heraus. Die späteren, sich auf eine viel breitere Quellengrundlage stützenden Forschungen haben ihn glänzend bestätigt. In der Gewißheit unbedingter französischer Waffenhilfe konnten der russische Kriegsminister Suchomlinow und der Generalstabschef Januschkiewitsch den schwankenden russischen Kaiser dazu bewegen, den von ihm bereits gegebenen Befehl, die Generalmobilmachung zurückzunehmen, zu widerrufen.

Die französischen Staatsmänner gaben sich in den letzten Julitagen den Anschein, als wüßten sie von der russischen Mobilmachung nichts und als täten sie alles, um auf ein ohnehin friedfertiges Rußland mäßigend einzuwirken. In diesem Sinne war dann auch das Gelbbuch frisiert. Schriftstücke, die gezeigt hätten, daß gerade in entgegengesetztem Sinne gehandelt worden war, waren entweder unterdrückt oder verfälscht.

Als „Königin aller Fälschungen“ bezeichnet Demartial das im Gelbbuch unter der Nummer 118 abgedruckte angebliche Telegramm des französischen Botschafters in Rußland, Paléologue, vom 31. Juli 1914 (S. 69–75). In dem unverfälschten Aktenstück hatte Paléologue lediglich lapidar die russische allgemeine Mobilmachung bestätigt, die er seiner Regierung aber schon am 30. Juli mitgeteilt hatte. Das Telegramm vom 30. Juli war im Gelbbuch allerdings gänzlich unterschlagen. Der als Nummer 118 abgedruckte Text, das angebliche Telegramm des Botschafters, enthielt über die kurze Bestätigung der allgemeinen Mobilmachung Rußlands hinaus erst in Paris fabrizierte und für die spätere Öffentlichkeit bestimmte Ausführungen über die österreichische Mobilmachung, deutsche Kriegsvorbereitungen und die gefährdete Lage Rußlands.

Demartial gelangt am Ende seines Buches zu dem Ergebnis: „[D]ie russische Regierung konnte nicht

behaupten, daß die Unterdrückung der panserbischen Propaganda die Existenz Rußlands bedrohen würde, und schon gar nicht behaupten, sie müßte Krieg führen, um diese Unterdrückung zu verhindern. Und die französische Regierung konnte das noch viel weniger sagen. Andererseits wollte weder die eine noch die andere öffentlich gestehen, daß der Krieg in Wahrheit wegen Konstantinopel (Istanbul) und Straßburg geführt wurde. Deshalb erfand man die österreichische Mobilmachung und den deutschen Angriff, verschwieg die russische Mobilmachung und das französisch-russische Bündnis und fälschte die eigenen diplomatischen Bücher entsprechend." (S. 141).

Abschließende Bemerkungen

Abschließend seien ein paar Kritikpunkte vorgebracht! Es wäre gut gewesen, wenn der Herausgeber die gesamte Literatur und alle Akteneditionen in einer Gesamtbibliographie zusammengestellt hätte. Die bibliographischen Angaben, die sich in den Anmerkungen befinden, sind ganz ungenügend und zwingen den Leser zu zeitaufwendigen Nachforschungen in elektronischen Katalogen. Ihre Verstreuung über die 111 Anmerkungen verursacht Unübersichtlichkeit. In einigen Fällen fehlen bibliographische Angaben ganz, so zu dem 1922 in Deutschland herausgekommenen Buch über die russischen Dokumentenfälschungen, von dem auf der Seite 146 die Rede ist. In den Anmerkungen (S. 166–176) findet sich von Demartial stammender und vom Herausgeber, Stefan Scheil, herrührender Text. Die von Scheil verfaßten Zusätze hätten kenntlich gemacht werden müssen. Darüber was ursprünglich, was Zusatz ist, kann man nur begründbare Ahnungen anstellen.

Wenn der Erste Weltkrieg oftmals als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet wird, dann war der Art. 231 des Versailler Dokuments vom 28. Juni 1919, der die Alleinschuld Deutschlands behauptete, die Urlüge des Jahrhunderts, aus der sich die folgenden Katastrophen des europäischen Kontinents und der Welt herleiteten. Die Urheber der Urkatastrophe, Poincaré, Viviani, Iswolski, Sasonow, Grey, waren auch die Erfinder der Urlüge. Zementiert und weltverbindlich gemacht wurde diese dann fünf Jahre später durch Georges Clemenceau.

Dr. Rudolf Benl

[1] The Sleepwalkers. How Europe went to war in 1914, London [u. a.] 2012. Die deutsche Übersetzung liegt mittlerweile in der 15. Auflage vor.

[2] „Revanche pour Sedan". Frankreich und der Schlieffenplan. Militärische und bündnispolitische Vorbereitung des Ersten Weltkriegs. In: Historische Zeitschrift 303, Heft 2 (2016), S. 393–425.

[3] The Russian origins of the First World War, Cambridge (Mass.) [u. a.] 2011. In deutscher Übersetzung unter dem Titel „Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe" 2014 in München, Wien erschienen.

Elsässisches Gedicht

`s Beispiel vom Bàim

Lüag un lehr wia d'r Bàim sich
tiaf in d'r Heimatboda tüat bohra
so wàchst,r hoch zum Liawesliad vo sina Bletter
otmet Luscht üs àller Luft
Sàft kunnt vo tiaf
Liacht kunnt vo hoch
ar singt im Niederwind
ar singt im Ewerwind
un steht noch gràd un steht noch krumm im Sturm un
losst nitt luck
verwurzelt hoch
waltoffa tiaf

(Adrien Finck)

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Dr. Rudolf Benl
Gustav-Freytag-Straße 10 b
99096 Erfurt, Deutschland
Telefon: (0361) 3 45 65 78
E-Post: rudolfbenl@online.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Mittelthüringen
IBAN: DE84 8205 1000 0163 0748 28
SWIFT-BIC: HELADEF1WEM

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck:
Stempel Turtschan
Bergrat-Voigt-Straße 22
99087 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen" wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Kundgebung von „Pour que vivent nos langues“ in Paris

Eine große Zahl von Vereinigungen, die sich für die Erhaltung und die Pflege der auf heutigem französischem Staatsgebiet von jeher einheimischen Sprachen einsetzen, im Kollektiv „Pour que vivent nos langues“ zusammengeschlossen, haben am 30. November 2019 in Paris eine Protestkundgebung durchgeführt. Einen entsprechenden Aufruf hatten baskische, bretonische, katalanische, korsische, okzitanische und elsässische Vereinigungen unterzeichnet. Zu den elsässischen Organisationen gehörten die Association Alsace - Jùnge Fer‘s Elsàssische (AJFE), die Association des Parents d‘élèves de l‘Enseignement Public en Alsace (APEPA), die Association pour le Bilinguisme en Classe dès la Maternelle - A.B.C.M. Zweisprachigkeit, die „Eltern Alsace“, die Association des parents d‘élèves de l‘enseignement bilingue, die Fédération Alsace bilingue – Verband zweisprachiges Elsass, der Fonds International pour la Langue Alsacienne. Im Aufruf wurde festgestellt, daß der französische Staat sein Werk der Zerstörung des tausendjährigen immateriellen Erbes, das die einheimischen Sprachen und Kulturen darstellen, fortsetze. Sie hätten eine Schwäche erreicht, die ihr Überleben in Frage stelle. Trotz der üblichen Reden bestehe in Frankreich auf Seiten der politischen Kräfte, die einander ablösten, nicht der Wille, eine ehrliche und wirksame Sprachpolitik zu treiben. Der Code de l’Éducation, in dem die Sprachen als Teil des zu vermittelnden kulturellen Erbes Frankreichs bezeichnet werden, und vom Staat unterschriebene Vereinbarungen würden mißachtet, durch die Politik des derzeitigen Erziehungsministers, Jean-Michael Blanquer, auch die verschiedenen Formen des Sprachunterrichts. Noch mehr als die seiner Vorgänger trage seine Politik dazu bei, den Niedergang der Sprachen zu beschleunigen, wie die Reform des Baccalauréat und seine am 21. Mai 2019 vor dem Senat gegebene Erklärung gezeigt hätten. Im Erziehungsministerium herrsche eine Sprache der Zweizüngigkeit.
Leider war am 30. November 2019 bei der Kundgebung vor dem Erziehungsministerium das Elsaß schwach vertreten. Nur etwa 50 Personen waren aus dem Elsaß angereist, darunter Jean-Marie Woehrling, der Präsident der René-Schickele-Gesellschaft. Von der Nationalversammlung war nur der Abgeordnete Paul Molac (Bretagne), aus dem Europaparlament nur François Alfonsi (Korsika) zugegen. Immerhin hatten sechs aus dem Elsaß stammende Deputierte der Nationalversammlung den Aufruf wenigstens unterzeichnet. Eine ganz kleine Abordnung der Demonstranten durfte durch die eindrucksvolle Polizeiabsperrung hindurchgehen, das Ministerium betreten und ganz kurz mit Beamten des Ministeriums sprechen.

„Missionnaires de la Miséricorde Divine“ in der Diözese Straßburg

Ein Priester, abbé Molin, und ein Seminarist haben im September 2019 die traditionelle Gemeinschaft in dem westlich von Colmar gelegenen Logelbach übernommen, wo die Messe seit den 90er Jahren in der tridentinischen, der jetzt sogenannten außerordentlichen, Form gefeiert wird. Diese Gemeinschaft von Gläubigen ist in die 2006 in Straßburg errichtete Personalpfarrei vom Glorreichen Kreuz (Croix Glorieuse) einbezogen. Abbé Alexander Leonhardt war mit der Leitung der Gemeinschaft fast 30 Jahre lang beauftragt.
Die Missionnaires de la Miséricorde Divine zählen 21 Mitglieder, darunter 8 Priester. Die Gemeinschaft ist von nun an in vier französischen Diözesen vertreten: in der Diözese Toulon, wo sich auch das Mutterhaus befindet, in den Diözesen Marseille und Lyon und nun in der zur Diözese Straßburg gehörenden Logelbacher Kirche Notre-Dame de l’Assomption (Mariä Himmelfahrt).
(Quelle: riposte-catholique.fr vom 17. Juli 2019)

Ausschreitungen beim Jahreswechsel

In der Nacht zum neuen Jahr 2020 hat es in Straßburg und anderswo im Elsaß wiederum schwere Ausschreitungen gegeben. Die Anzahl der niedergebrannten und beschädigten Fahrzeuge belief sich auf etwa 300, was über der Zahl des Vorjahres liegt und nicht weit von den Zahlen entfernt ist, die zu Beginn des neuen Jahrtausends zu verzeichnen waren. Schwerpunkte waren die Stadtviertel Hautepierre, Kronenburg und Elsau. Roland Ries, der Bürgermeister von Straßburg, beklagte, daß es heutzutage eine Art von Straffreiheit gebe, wenn man ein Auto anzündet. Deshalb gebe es keine Abschreckungswirkung. Wenn man das Eigentum eines anderen beschädige, müsse eine Strafe folgen. Im Oberelsaß wurden laut Angaben der Polizei 70 Fahrzeuge angezündet, was etwa der Zahl des Vorjahres entsprach. Im Mülhäuser Raum waren das Viertel Rotonde in Rixheim, das Gebiet Tuileries bei Illzach und das Dollerviertel Schwerpunkte. Der Präfekt des oberelsässischen Departements, Laurent Touvet, wies als auf eine Mülhäuser „Besonderheit“ auf den hohen Anteil von unter Sechzehnjährigen hin.

Messe für Ludwig XVI.

Am 21. Januar 2020 und an den davor und danach liegenden Tagen wurden in vielen französischen Kirchen Messen für die Seelenruhe des am 21. Januar 1793 hingerichteten Königs Ludwig XVI. und der Opfer der Französischen Revolution gelesen. Auch in der Kirche Saint-Bernard zu Metz-Plantières wurde am Abend des 21. Januar eine Messe gelesen. Dem Gottesdienst folgte ein Mahl, das von traditionellen Gesängen begleitet wurde.